



Leseprobe

Luca Ammirati

Das Lächeln einer Sommernacht

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 20. Juni 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

LUCA AMMIRATI
Das Lächeln einer Sommernacht



GOLDMANN

Buch

In der Nacht von San Lorenzo, in der Millionen Sternschnuppen die Wünsche der Menschen beflügeln, begegnet Samuele in der Sternwarte von Perinaldo der zauberhaften Emma. Er verliebt sich auf den ersten Blick und lädt sie zum Abendessen in seine Wohnung ein. Dort unterläuft ihm ein unverzeihlicher Fehler: Während das Mädchen mit den blauen Augen und dem johannisbeerroten Mund kurz im Bad verschwindet, schläft er ein. Als er am nächsten Morgen aufwacht, ist Emma verschwunden und Samuele hat nicht den blassesten Schimmer, wie er sie wiederfinden soll. Doch nicht umsonst wird die Nacht von San Lorenzo auch »Nacht der Wünsche« genannt ...

Autor

Luca Ammirati wurde 1983 in San Remo geboren. Er leitet die Pressestelle des Ariston-Theaters, in dem jedes Jahr das berühmte Festival des italienischen Chansons stattfindet. Auch war er Kulturbeauftragter von Perinaldo, wo tatsächlich jene Sternwarte steht, von der in »Das Lächeln einer Sommernacht« die Rede ist.

Luca Ammirati

Das Lächeln
einer Sommernacht

Roman

Aus dem Italienischen
von Renée Legrand

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe: April 2022

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2020 by Thiele Verlag in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH,
München und Wien

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München, nach dem Umschlagdesgin
von Christina Krutz, Biebesheim am Rhein

Umschlagmotiv: © Arcangel / Amanda Elwell

mb • Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49152-0

www.goldmann-verlag.de

*I'm the king of my own land.
Facing tempests of dust, I'll fight until the end.
Creatures of my dreams raise up and dance with me.
Now and forever, I'm your king.
Outro, M83*

Meiner Familie

Erster Dialog mit Leo

Ich habe immer gedacht, dass der Sommer die Zeit ist, in der man wächst, älter oder reifer wird. Ein Jahr geht vorüber. Nicht im Herbst, nicht im Winter und nicht einmal im Frühjahr, wenn alles wieder zu blühen beginnt. Wenn man darüber nachdenkt, alter Freund, beginnt die neue Runde immer im Sommer, auch wenn das von deinem Standpunkt aus seltsam erscheinen mag. Die Ferien fangen an, zuerst scheint alles stillzustehen, aber dann kommt in alles ein unglaublicher Schwung.

Seit Wochen warte ich nun schon auf eine Nachricht – das weißt du, oder?

In letzter Zeit habe ich über nichts anderes mit dir gesprochen, und ich weiß, dass du mir aufmerksam zuhörst. Ich schwanke zwischen Euphorie und nervöser Unruhe. Aber am heutigen Morgen im August ist alles anders. Willst du wissen, was sich verändert hat? Ich bin ganz aufgedreht. Ich spüre, dass etwas passieren wird. Ich kann es nicht erklären, aber ich weiß, es wird geschehen.

Du kannst dir nicht vorstellen, was das Warten bei mir auslöst. Vielleicht begreife ich es selbst nicht ganz, ich sollte mich besser im Griff haben. Nicht, dass ich diese Erwartung besonders mag, man kann nicht gut leben, wenn man zu viel erwartet. Und ich habe ja auch wirklich viel zu tun. Ich will dir das alles nicht noch einmal aufzählen, sonst siehst du mich schief an. Ich kenne dich ...

Ob es nun gut ist oder schlecht, wir sind mittendrin. Und so hole ich tief Luft und versuche vorwärtszukommen. Das ist alles.

Vielleicht kommt eines Tages jemand, der mir beibringt, wie man leben kann. Jemand, der sich von nichts aus der Fassung bringen lässt – so wie du zum Beispiel. Jemand, der die passende Richtung eingeschlagen hat und weiß, wie man sich in jeder Lage verhält. Jemand, der mir den richtigen Weg zeigt: bei der Arbeit, in der Freundschaft, vielleicht sogar in der Liebe, und der weiß, wie man mit kleinen und großen Träumen umgeht. Jemand, der mir vormacht, wie man mit der Angst vor dem Scheitern umgeht, mit Einsamkeit und Ungerechtigkeit. Jemand, der mir erklärt, was die Welt und all die Worte bedeuten, die ich gesagt und gehört habe. Jemand, der beides kennt: Glück und auch Traurigkeit.

Denn weißt du, Leo, eins kann ich mit Sicherheit sagen: Bis heute habe ich von allem, was unter dem Himmel geschieht, nicht besonders viel begriffen.

1

Ich öffne die Läden und trete auf die Terrasse hinaus. Sogleich umfängt mich das Licht. Jeden Morgen kann ich von hier aus das Meer sehen, hinter mir der Hügel, der mir ein Gefühl der Sicherheit gibt und dieses Fleckchen des Paradieses mit seinen verschiedenen Nuancen von Gelb, Türkis und Blau vor kalten Winden schützt. Dieses grenzenlose Blau ist immer schon meine Lieblingsfarbe gewesen. Die Farbe, die viele aus irgendeinem Grund mit Melancholie in Verbindung bringen, bedeutet für mich pures Glück.

Ich recke mich und gähne, versuche ein Stretching. Es ist heiß, sehr heiß. Von unten dringen gedämpft ein paar Geräusche zu mir herauf: ein quietschendes Gittertor, das Knattern eines Mofas, ein Teppich, der an einem Fenster ausgeschlagen wird. Eine Weile lausche ich, und so fühle ich mich ein bisschen wie ein Philosoph oder Künstler.

Das Bild scheint perfekt, alles sieht so malerisch aus.

Ich lege schützend meine Hand vor die Augen, blicke Richtung Sonne und schicke ein kleines Stoßgebet an sie. Vielleicht geschieht ja doch ein Wunder.

»Bitte mach, dass es gut läuft. Es muss einfach gut gehen.«

Ich überlege gerade, mir einen Cappuccino zu machen, da höre ich, wie mein Mobiltelefon vibriert. Widerwillig gehe ich wieder hinein und seufze. Die Nachricht kommt

vom Chefredakteur, er erinnert mich an die Redaktionskonferenz, auf der über das Feuerwerk am Abend des 15. August gesprochen werden soll.

»Um zehn auf dem Bürgermeisteramt«, teilt mir die SMS leidenschaftslos mit.

Es ist erst Viertel nach neun, aber dieser überpünktliche Kerl schafft es immer, mich unter Druck zu setzen. Er ist der einzige Mensch auf der Welt, der mit zwei Uhren herumläuft, an jedem Handgelenk eine.

Der Gedanke an den Cappuccino gehört schon der Vergangenheit an. Ich versuche mir einzureden, dass mir mit ein bisschen Glück eine gute Seele nach der Redaktionskonferenz einen spendiert. Ich springe unter die Dusche und ziehe dann unter den gleichmütigen Blicken meines Mitbewohners die Sachen von gestern Abend an, ein weißes Leinenhemd und eine beigefarbene Hose.

Ich winke Leo zum Abschied zu, nehme die Schlüssel, die Umhängetasche mit dem Laptop und eile die Treppe hinunter, breche mir fast den Hals, während ich nach unten renne.

»Wieder so eilig, junger Mann? Haben Sie überhaupt schon gefrühstückt?«

Signora Verrando steckt den Kopf zur Tür heraus, und ich bleibe so abrupt stehen, als hätte sie mich mit einem Lasso eingefangen. Der Geruch von frischer Focaccia und Kaffee dringt verführerisch an meine Nase.

Signora Verrando ist eine reizende Witwe, die beinahe achtzig ist. Sie wohnt im Parterre und übernimmt freiwillig die Aufgaben einer Hausverwalterin. Wir brauchen aber gar keine Hausverwalterin, hier im Haus wohnen nur

sechs Leute, und die meisten Wohnungen werden nur in der Saison vermietet, an Leute aus Mailand oder Turin. Signora Verrando ist klein und zierlich, hat ein pausbackiges Gesicht und die lebhaften Augen eines Kindes. Oft trägt sie eine Schürze, die ganz weiß ist vom Mehl.

»Schön wär's«, sage ich freundlich, »aber dafür habe ich leider keine Zeit, ich muss zu einer Verabredung!«

»Ach, und deshalb haben Sie Flügel an den Schuhen, ich verstehe. Wie heißt die Glückliche denn?«

Hermes, der Götterbote. Ein schöner Vergleich. Ich ringe mir ein Lächeln ab.

»Leider hat sie keinen Namen ...«

»Wieso hat sie keinen Namen? Nun, es geht mich ja auch nichts an, ich wollte nicht indiskret sein, Verzeihung«, sagt die Verrando jetzt verlegen und verschwindet hinter der Tür.

»Nein, warten Sie, ich habe mich falsch ausgedrückt. Es ist nur ein Termin, es geht nicht um eine Frau«, erkläre ich seufzend.

Die Witwe kann es kaum begreifen. Den Kopf in den Wolken, ein verträumter Blick, immer in Eile: Für sie sind das eindeutig Symptome der Verliebtheit.

»Wie schade«, sagt sie, »man kann im Leben so viel Schöneres tun als arbeiten.«

Das sagt sie mir, der ich drei Jobs gleichzeitig mache, oder es zumindest versuche. Doch selbst mit den dreien schaffe ich es nicht, genug zu verdienen, um mein stets leeres Bankkonto aufzufüllen.

»Leider kann man es sich nicht immer aussuchen«, entgegne ich und breite bedauernd die Arme aus.

»Wenn ich in Ihrem Alter wäre, würde ich an gar nichts anderes denken als an meine Freiheit.«

Ich bin dreißig Jahre alt. An meinem Geburtstag hat die Verrando mich vorwurfsvoll angeschaut, als ich sie darauf hinwies, dass ich streng genommen kein junger Mann mehr bin.

»Wieso denn nicht?«, sagte sie. »Dreißig Jahre, das ist doch noch gar nichts. Außerdem ist dreißig eine schöne runde Zahl. Man ist noch jung und zugleich erwachsen. Man kann sein Leben voll ausleben und ist mittendrin.«

Es ist sinnlos, mit ihr zu diskutieren. Und so tue ich es auch heute Morgen nicht.

Die Verrando hat leider auch etwas an sich, was mir nicht besonders gefällt. Oft höre ich, wie sie sich mit der Putzfrau streitet oder wie sie an den Briefkästen der anderen herumfummelt. Jahrelange Einsamkeit macht die Menschen oft sonderbar. Das ist im Grunde normal, sage ich mir.

Wenn ich eins gelernt habe, dann, dass Frauen, ganz gleich welchen Alters, in ihren Reaktionen unvorhersehbar sind und sich wegen nichts und wieder nichts aufregen können.

»Geht es Ihnen denn gut, Signora Verrando?«, frage ich höflich.

»Ja, mein Lieber, alles in Ordnung.«

»Brauchen Sie vielleicht irgendetwas?«

»Wie nett, dass Sie fragen.«

»Na ja, als Hausgenossen kann man sich doch gegenseitig helfen, oder? Wenn etwas ist, lassen Sie es mich nur wissen.«

»Nein, alles ist, wie es sein soll. Ich mache nachher einen Spaziergang in den Park.«

»Und ich besuche Sie bald auf einen Kaffee und ein schönes Stück Focaccia.«

»Sehr gut, junger Mann. Es ist ungesund, wenn man immer nur in Eile ist.«

Ich danke ihr und wende mich zum Gehen. Gleich danach höre ich sie in meinem Rücken in feierlichem Ton sagen:

»Mit der Angst ist es wie mit einer Hollywoodschaukel. Man ist immer in Bewegung und kommt keinen Schritt weiter.«

Ich höre es und gehe dann mit schnellen Schritten durch die Tür.

Die Welt hier draußen ist ruhig und friedlich, es sind nur wenige Menschen unterwegs.

Ich öffne das Schloss meines Fahrrads, das am Laternenpfahl festgemacht ist, und fahre die Straße hinunter Richtung Zentrum.

Der frische Wind in meinem Gesicht heißt mich willkommen. Wer weiß, was der Tag mir bringen wird. Ich bin froh, hier in diesem kleinen Viertel zu wohnen, es scheint aus der Zeit gefallen zu sein und mit der Gegenwart nichts zu tun zu haben.

Es heißt Pigna, weil seine Straßen sich alle eng an den Hügel schmiegen, der die Stadt überragt, und deshalb an einen Pinienzapfen erinnern. Es ist eine kleine Festung, die um das Jahr 1000 gegründet wurde, eine Ansammlung verwunschener Innenhöfe, überdachter Passagen, Brun-

nen und Treppen. An den sich kreuzenden Straßen gibt es kleine Restaurants und Geschäfte, verschiedene Bögen und Stützen stabilisieren die Mauern der alten Häuser. Die Luft hier riecht nach Jod und Meer, sie dringt in die einfachen pastellfarbenen Häuser, in denen Menschen wohnen, die ein wenig zurückgezogen leben, bescheiden sind, sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren wie alle Liguren, aber sich von der übrigen Welt abschotten, gegenüber Fremden misstrauisch sind und sich hinter ihren grünen Schlagläden verstecken. Diese Leute halten nichts von Veränderungen, sie werfen ihre Anker aus wie eh und je, sind solide und praktisch. Sie haben Basilikumtöpfe auf dem Fensterbrett stehen, und sie murren ständig über irgendetwas, aber auf sehr liebevolle Art.

Ich wohne im vierten und obersten Stock eines alten strahlend weiß getünchten Hauses ohne Aufzug.

Die Maklerin, eine hübsche junge Frau mit grünen Augen und olivfarbener Haut, brauchte keine fünf Minuten, um mich von der Schönheit der Wohnung zu überzeugen.

»Ein Panoramablick, Stille und ruhige Nachbarn. Es gibt nichts Besseres«, sagte sie lobend, wiegte sich in den Hüften, ihre Notizkladde unter dem Arm.

»Eine Heizung gibt es hier sicher nicht«, sagte ich.

»Aber das Haus bekommt mehrere Stunden am Tag Sonne aus verschiedenen Richtungen«, fuhr die exotische Maklerin fort. »Das Wasser in den Rohren friert nie.«

Bei sparsamer Lebensweise konnte ich mir die Wohnung leisten. Das war am wichtigsten.

Die Wohnung gehört einem Fischer, der alt und gebeugt ist und all die Treppen nicht mehr gehen kann.

Seine beiden Söhne haben inzwischen selbst Familie und konnten sich nicht einigen, wer dort leben sollte. Deshalb haben sie die Wohnung vermietet.

Zu allen Seiten des Hauses, die ich von meiner Terrasse aus überblicken kann, schläft und erwacht die alte Stadt mit den Ziegeln der Dächer und Vorsprüngen der Kirchtürme, dem Meer und der Bucht, dem schützenden Hügel und dem Park mit den hohen Palmen, den man zu Ehren der Königin Elena von Montenegro angelegt hat.

Momentaufnahmen, die ich immer vor mir habe.

Dies ist der Teil von San Remo, den ich am liebsten habe. Eine Stadt, deren Name, anders als alle glauben, nichts mit einem Heiligen zu tun hat, aber irgendeinen Freund im Paradies muss sie schon haben, denn dreihundert Tage im Jahr genießt sie die Sonne und Temperaturen, bei denen man in kurzen Ärmeln herumlaufen kann.

»Wir haben in San Remo nichts von der Klimaveränderung gemerkt, von der in den Fernsehnachrichten die Rede ist«, sagt die Signora Verrando immer wieder voller Stolz. »Im Februar, wenn es in ganz Italien friert, wachsen bei uns Bananen. Zum letzten Mal hat es hier im Jahr 1985 geschneit.«

Mein Fahrrad saust durch die kleinen Gassen, an Häusern entlang, deren Fassaden mit der Zeit rissig geworden sind. Die Fenster stehen offen, und draußen hängt Wäsche. Diese Häuser, die es in allen Farben gibt, sind mir sehr vertraut.

Noch einmal schließe ich, während ich fahre, aller Vorsicht zum Trotz, kurz die Augen und atme tief ein, um all die Gerüche aufzunehmen. Wenn ich in die Pedale trete,

wird mein Kopf frei, aber heute kann ich nicht umhin, an den Moment zu denken, wenn ich mich vor den PC setzen werde – vielleicht mit einem Glas Rotwein in der Hand –, um die E-Mail zu lesen, die mein Leben verändern soll.

Ich bin immer meinen Träumen gefolgt. Als Kind habe ich meiner Lehrerin und jedem, der mir über den Weg lief, erzählt, dass ich Drachenfänger werden wolle.

Na schön, ich mache mir selbst Mut.

Ohne besonders achtzugeben, fahre ich unter den Arkaden der Altstadt hindurch und rase auf die Aurelia, ähnlich einer Wildkatze, die gerade dann vor allen Autos die Straße überquert, wenn man es am wenigsten erwartet.

Ich lasse das heftige Gehupe nonchalant über mich ergehen – Radfahrer bleiben mysteriöserweise eine der meist gehassten Gruppen auf diesem Planeten – und stehe eine Viertelstunde später vor dem Palazzo Bellevue, einem Bau aus dem neunzehnten Jahrhundert, der früher ein Luxushotel war und in dem jetzt unter anderem das Rathaus untergebracht ist, in prächtigen Räumen mit goldgerahmten Spiegeln.

Einen letzten Blick zur Sonne – wir haben einen Pakt geschlossen –, und ich stürze ins Gebäude.

»Noch gerade rechtzeitig!«, rufe ich und stelle mich leicht außer Atem am Empfang vor.

»Ich bin Samuele Serra, Reporter der San Remo Punto-News.«

»Na, Serra, wie ist es gelaufen?«

Sergio Berti, der das »Guten Tag« schon lange aus seinem Vokabular gestrichen hat, kommt aus seinem Büro, in der einen Hand ein Feuerzeug, im Mundwinkel eine Zigarette.

»Nichts Neues, Chef«, sage ich und zucke die Achseln.
 »Die Stadt bereitet sich auf das übliche Sommerfest vor. Soundso viele Touristen werden erwartet, Bereitstellung von Ordnungskräften, Sicherheitsmaßnahmen und unendlich viel Gelaber.«

»Und das ist alles?«, fragt er mich verärgert.

»Ich habe ein paar Fotos von der Pressekonferenz gemacht. Ich lade sie auf den zentralen Server, schreibe ein paar Zeilen dazu, und die Sache geht online.«

Der Chef runzelt missbilligend die Stirn. Für ihn, einen Journalisten von über sechzig Jahren, der sich aus der Welt gedruckter Zeitungen und pittoresker Kioske in den Dschungel des Online-Journalismus begeben musste, ist es undenkbar, an diesen Neuerungen Gefallen zu finden.

»Der Journalismus ist tot«, sagt er, wenn ihn die Wut ergreift, »und wir feiern seine Beerdigung, die sich jeden Tag in Redaktionen unserer Machart wiederholt.«

Manchmal, wenn er an alte Zeiten denkt, zeichnet er mit den Fingern Schlagzeilen in die Luft, und dann zeigt sich Rührung in seinem Gesicht. Doch dann fällt ihm wie-

der ein, dass an die Stelle der traditionellen Zeitungen – »Seiten auf denen *Geschichte* geschrieben wurde« – flache, glänzende Bildschirme getreten sind, an denen man sich die Augen ruiniert. Begriffe wie Cloud, Gigabyte oder Glasfaserkabel sagen ihm nichts, und zugleich bringen sie ihn auf die Palme.

»Soll uns doch die Kommunalverwaltung ordentliche Informationen geben«, protestiert er und fuchtelt aufgebracht mit den Armen. »Nichts als Ankündigungen und leeres Geschwätz. Aber wehe, sie geben eine Pressekonferenz, und man erscheint nicht, dann ist die Hölle los. Dann klingeln die Telefone, und man wird angebrüllt wie der letzte Blödmann. Hoffentlich bin ich bald in Rente, damit dieses Martyrium endlich mal aufhört!«

Er murrte noch ein paar andere unfreundliche Dinge, bevor er nach draußen geht, um zu rauchen.

Ich stelle mein Fahrrad hinter den Schreibtisch und setze mich. Alice gibt mir ein Zeichen und schüttelt dabei ihre blonde Lockenmähne. Sie telefoniert gerade in aller Ruhe und betrachtet ihre frisch lackierten Fingernägel.

»Dann sehen wir uns heute Abend auf dem Fest? Ich nehme an, ich bin nicht vor halb zehn da. Lass uns besser zehn Uhr sagen. Zuerst trinken wir aber noch einen Aperitif auf der Piazzetta, nur Langweiler kommen pünktlich.«

Wenn sie nicht am Computer sitzt, um Schreibfehler zu entdecken und die Pressemitteilungen, die per E-Mail an die Redaktion geschickt werden, zu korrigieren, verbringt Alice Caviglia ihre Zeit mit dem Handy am Ohr. Entweder telefoniert sie mit ihren Freundinnen oder einem ihrer »künftigen Ex-Verlobten«. Sie nennt sie selbst so, denn ihre

Beziehungen dauern nie länger als zwei oder drei Wochen. Wegen ihrer zahlreichen Verehrer, die die Blumenläden in der Nähe der Redaktion stürmen, hat sie immer Massen von Rosensträußen auf ihrem Schreibtisch stehen.

Auf der Toilettentür klebt ein Post-it mit der Nachricht, dass Valerio Ottonello – der vierte und letzte Mitarbeiter der San Remo PuntoNews, der für das Vermischte zuständig ist – wegen eines Zusammenpralls von zwei Autoscootern vor Ort ist. Valerio besitzt das Talent, Krankenpfleger, Ärzte und Helfer der Notaufnahme zu stalken. Er plagt sie mehrmals am Tag, um herauszufinden, was abgeht, und kaum hat er irgendwo die Sirene eines Krankenwagens gehört, sprintet er los und folgt ihr.

Er bedient sich des vielgepriesenen Systems staatlicher Stellen an der Blumenriviera: Polizei, Carabinieri, Finanzamt und Feuerwehr. Er rühmt sich gern seiner guten Kontakte und hat stets Visitenkarten bei sich, um zu zeigen, dass auch er jemand ist.

Ich schalte meinen Computer ein und tippe lustlos ein paar Hinweise auf das Feuerwerk am 15. August.

»Der Countdown läuft«, schreibe ich, dann lösche ich es wieder.

Zu klischeehaft, zu kalt. Es fehlt das emotionale Moment. Ich versuche es erneut.

»Sommerfest in unserer Stadt – ein Fest der Gefühle und Darbietungen ...«

Ich lösche es wieder und lasse den Kopf in beide Hände sinken. Es hat keinen Sinn. Ich habe meine Begeisterung für diese Arbeit völlig verloren – wenn ich sie überhaupt jemals hatte –, und das beweist mir einmal mehr

der Cursor, der in der Warteschleife ganz links oben am Bildschirm blinkt.

Während ich verzweifelt nach einem überzeugenden Anfang für meinen Artikel suche, erinnere ich mich, wie ich zu diesem Posten kam und in diesem Käfig von Verrückten gelandet bin.

Es war im März vor zwei Jahren, am Tag der Classicissima di Primavera, des berühmten Radrennens von Mailand nach San Remo. Die Journalisten und Fotografen standen alle dicht gedrängt an der Via Roma und warteten auf die Ankunft der Radfahrer.

Ich hatte keine Akkreditierung und durfte die abgesperrte Zone nicht betreten. Also blieb mir nichts anders übrig, als mir etwas Originelles einfallen zu lassen.

Nachdem das Rennen zu Ende war, rannte ich in die Redaktion der San Remo PuntoNews in der nicht weit entfernten Via Feraldi, einer eleganten Straße mit historischen Gebäuden. Ich klopfte an die Glastür zwischen einem Reisebüro und einem Bonbonladen, und Alice öffnete mir. Sie war groß und schlank wie ein Mannequin, hatte Kopfhörerstöpsel in den Ohren und trug ein weißes Top, enge dunkle Jeans und Turnschuhe, die bei jedem Schritt ein schreckliches Quietschgeräusch machten. Sie führte mich in einen kleinen Raum mit niedriger Decke ohne Fenster und mit nur einem Lüfter.

Eigentlich war es ein Kellergeschoss.

Nachdem ich ein paar Minuten dort gewartet hatte, brachte sie mich zu Sergio Berti, dem Chefredakteur der Zeitung. Neben seinen beiden Armbanduhren, die ich

seltsam genug fand, fielen mir auch seine Falten auf, die ihn keineswegs alt aussehen ließen. Vielmehr wirkte er wie jemand, der reich an Erfahrung ist. Durch den Journalismus war er jung geblieben. Sein Problem bestand darin, dass er innerhalb von Sekunden sehr wütend werden konnte. Was heißt *konnte* – er kann es immer noch.

»Was wünschen Sie?«, schnauzte er mich an. »Ich sage Ihnen gleich, das dies kein günstiger Moment für einen Besuch ist. Wir warten auf Fotos von einem unserer Mitarbeiter, der auf der Tribüne war, und die Zeit ist knapp.« So begrüßte er mich und zog dabei aufgebracht an seinen Jackenärmeln.

Das Wichtigste war nun, zu glänzen und sich nicht beirren zu lassen.

»Guten Tag«, versuchte ich es mit fester Stimme.

Das war schon der erste Fehler. Konventionen sind etwas für Unsichere und Verlierer.

»Ich meine ... Entschuldigung ... Nein, nicht Entschuldigung und auch nicht Guten Tag.«

Berti, der erfahren genug war, um zu wissen, dass jeder irgendwelche Geheimnisse hat, war es gewöhnt, hinter dem, was ihm jemand erzählte, chiffrierte Nachrichten zu entdecken, aber bei meinem Gestammel verstand er rein gar nichts mehr.

»Keine Entschuldigung? Keinen Guten Tag? Was haben Sie denn für eine Kinderstube, junger Mann?«, sagte er scharf. »Ich weiß selbst, dass heute kein guter Tag ist. Seit sie mich mit den verdammten Dingen hier in diesen Bunker verbannt haben, hat es *keinen einzigen* guten Tag mehr gegeben.«

Er hatte auf die Computer gezeigt. Bald würde ich mich an all das Geschimpfe und Geschrei und die Fausthiebe auf den Tisch gewöhnt haben, an den Moment, in dem das Online-Signal ganz wild flimmert, jener berühmte Augenblick, in dem man nur noch die Senden-Taste zu drücken braucht, um den Artikel zu veröffentlichen, und in dem man die ganze Arbeit verlieren kann, wenn man vergessen hat, ihn vorher zu sichern.

Ich versuchte, mich zusammenzunehmen, und probierte es noch einmal.

»Also gut, fangen wir neu an. Wenn Sie heute noch nicht gelacht haben«, erklärte ich feierlich, »werden Sie es sicher gleich tun.«

»Ach wirklich, und wieso?« Er sah mich lauernd an.

»Deshalb«, sagte ich und zog mein Mobiltelefon aus der Hosentasche.

Darauf war ein Video von dem Rennen Mailand–San Remo, von oben aufgenommen, genauer gesagt, von der Terrasse eines Wohnhauses an der Ecke Corso Mombello/Via Roma, genau an der Strecke. Eine bessere Aussicht als diese gibt es nicht.

Die letzten Sekunden einer wilden, temporeichen Fahrt aus dieser Perspektive war ein Knüller im Vergleich zu dem Material, das die anderen bringen würden, frontal fotografiert oder mit Teleobjektiv an der Zielgeraden gefilmt.

Der Chef der Zeitung verdrehte die Augen, ihm blieb die Spucke weg.

»Wie zum Teufel haben Sie das hingekriegt?«, fragte er und hüstelte.

»Berufsgeheimnis«, sagte ich, wieder auf klarem Kurs.

Ich musste ihm ja nicht erzählen, dass ich den Konditor kannte, der in der ersten Etage des Gebäudes wohnte, – ich hatte ihm früher mal einen Gefallen getan – und der mir nicht nur lächelnd die Tür geöffnet, sondern mich auch mit Gebäck vollgestopft und dabei von seinen Enkeln geschwärmt hatte.

»Ich hoffe, sie werden mal so tüchtige Jungs wie du«, sagte er mehrmals und klopfte mir wohlwollend auf die Schulter.

Warum sind alte Leute bloß immer so von mir angeatan? Offenbar bin ich zu wohlerzogen.

Doch nun stand ich hier und musste, wenn ich den Kampf mit dem Chefredakteur der San Remo PuntoNews gewinnen wollte, meine gute Erziehung vergessen und listig und kaltblütig sein. Ich sah ihn also mit meinem schönsten Pokerface an und schwieg.

»Ach, kommen Sie, sparen wir uns das Hin und Her und machen wir Nägel mit Köpfen. Nun sagen Sie schon: Wie viel wollen Sie für das Video?«

Sergio Berti bedrängte mich, während er ungeduldig auf seinem Sessel vor- und zurückrutschte. Wir saßen einander gegenüber wie zwei Schachspieler.

»Ich möchte einen Job«, erklärte ich, »unbefristet.«

Er lachte nur.

»Was? Arbeit wollen Sie? Das ist ja die Höhe! Da will der junge Mann einen Job, und dann noch unbefristet. Alice, hast du das gehört? Ruf den Sicherheitsdienst an. Und zwar schnell, ich habe einen Verrückten in meinem Büro!«

Ich saß ungerührt da, schnalzte mit der Zunge und führte mein Video noch einmal vor: Da sah man wieder

die aufregenden Bilder von der Ankunft der Rennfahrer, die mit irrer Geschwindigkeit in die Zielgerade schossen, das begeisterte Publikum hinter der Absperrung, den Sieger auf den letzten Metern, der, den sportlichen Ruhm vorwegnehmend, die Arme hochriss und gen Himmel reckte zum Zeichen des Triumphs.

»Kein Problem.« Ich stand auf. »Wenn Sie kein Interesse haben, zeige ich es einer anderen Online-Zeitung. Vielleicht gehen die ja auf meine Forderung ein. Ich würde es mir also nicht zu lange überlegen ...«

Jetzt, wo ich stand, musterte der Chef mich noch einmal mit zusammengekniffenen Augen.

»Hören Sie, junger Mann. Jetzt werden Sie mal nicht größenwahnsinnig. Alle wollen etwas. Ich wäre zum Beispiel gerne jung, durchtrainiert und würde gern mit Scarlett Johansson an einem tropischen Strand liegen, während sie mich mit Kokosöl einreibt, aber ich werde den Teufel tun, mich erpressen zu lassen.«

»Erpressung?« Ich heuchelte Empörung. »So würde ich das nicht nennen. Ich schlage Ihnen doch nur einen Deal vor.«

An seinem Gesicht erkannte ich, dass ihm dieses Spielchen nicht ganz missfiel. Jetzt war der Moment gekommen zuzuschlagen.

»Also, was ist jetzt. Wollen Sie, dass ich mit diesem Video weggehe, das einschlagen wird wie eine Bombe?«

»Merken Sie nicht, dass Sie mir schon wieder drohen? Ich bin alt genug, um zu entscheiden, was ich mache und was nicht. Ich lasse mir von niemandem etwas befehlen.«

»Na schön, dann sage ich Arrivederci und empfehle mich.«

»Halt! Wohin gehen Sie? Warten Sie eine Sekunde!« Allmählich war er weichgekocht. »Benehmen wir uns wie Männer von Welt. Das sind wir doch schließlich, oder? Können wir uns irgendwie entgegenkommen?«

»Ja, vielleicht«, sagte ich in aller Ruhe und setzte mich wieder.

»Haben Sie denn überhaupt Erfahrung auf diesem Gebiet?«

»Nein, gar nicht«, sagte ich wahrheitsgemäß. »Aber ich interessiere mich sehr dafür.«

Das war eine glatte Lüge, die ich mir schon vorher zu-rechtgelegt hatte – eine ehrliche, überzeugende Antwort, die kein Zögern zuließ und die mir diesen Job verschaffen würde.

Und das war auch unerlässlich, denn mein einziges Interesse bestand derzeit darin, jeden Monat meine Miete bezahlen zu können.

»Ich kann bei der Arbeit echt reinhauen«, erklärte ich im Brustton der Überzeugung. »Sie können mir richtig viel zu tun geben. Es deprimiert mich nämlich total, wenn ich tatenlos herumsitzen muss.«

Berti legte die Fingerkuppen aneinander und dachte nach.

»Na schön, Sie scheinen ein fleißiger Mensch zu sein. Aber wir hier in der Redaktion drehen auch nicht gerade Däumchen, wissen Sie?« Nach einer Pause sagte er dann: »Angenommen, wir würden uns einigen. Welche Arbeit haben Sie sich denn so vorgestellt?«

»Sagen wir mal so, das Vermischte interessiert mich nicht so sehr. Was ich spannend finde, sind Events.«

»So, so, Events. In San Remo gibt es davon nicht allzu viele. Und wovon es noch weniger gibt, das sage ich Ihnen gleich, das ist Geld.«

Mir genügte es schon, dass ich überhaupt Geld bekam, aber das ließ ich mir nicht zu sehr anmerken.

»Wie sieht die Bezahlung denn aus?«

Sergio Berti richtete sich gerade auf.

»Sind Sie taub? Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass wir nicht im Geld schwimmen!«

»Ja, aber wir stehen doch am Anfang von Vertragsverhandlungen, oder? Ich nenne eine höhere Zahl, Sie eine niedrigere. Sie kommen mir entgegen und ich Ihnen. Und am Ende einigen wir uns irgendwo in der Mitte.«

»Ich komme überhaupt niemandem entgegen!«, rief er verärgert. »Was soll das? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, keineswegs. Dazu respektiere ich Sie viel zu sehr.«

Dieser alte Fuchs hatte mich schon wieder in die Defensive gedrängt.

»Also schön, beeilen wir uns, das Video muss so schnell wie möglich online gehen. Als Gegenleistung sehe ich, was ich tun kann. Aber ein unbefristeter Vertrag heutzutage ... Was für eine Idee! Ich nehme an, dass nicht mal Sie daran glauben.«

»Nein?«

»Nein! Ihr Video ist nicht schlecht, das gebe ich zu, aber es ist nicht gleich ein Hauptgewinn!«

Er nahm Papier und Stift und kritzelte etwas aufs Papier. Ab und zu blickte er an die Decke, dann zog er zwei Linien.

Ich konnte nicht mehr warten. Ich sprang auf und stützte mich mit beiden Händen auf seinen Schreibtisch.

»Ein unbefristeter Vertrag, volle Stelle, achtzehnhundert im Monat, mit Versicherung, bezahltem Urlaub, dreizehntes Monatsgehalt.«

»Sind Sie besoffen? Das würde ich nicht mal mit einer Pistole an der Schläfe unterschreiben! Jetzt haben wir März, Weihnachten ist schon seit einiger Zeit vorbei. Ich schlage Folgendes vor: Teilzeitarbeit für ein Jahr, fünfhundert Euro pro Monat.«

»Vollzeit für acht Jahre für tausendfünfhundert.«

»Teilzeit für eineinhalb Jahre für sechshundert.«

Fünf Minuten später, nachdem ich meine Ansprüche mehr als halbiert hatte, stieg weißer Rauch auf.

Ich erhielt einen Dreijahresvertrag in Teilzeit, schlecht bezahlt, sehr schlecht sogar, und sollte am folgenden Montag anfangen.

Es ist ja nicht für immer, sagte ich mir.

Ich hatte noch ganz andere Pfeile im Köcher.

»Serra, sollen wir uns dranhaken? Auch wenn es nur um ein paar Zeilen und ein paar Fotos geht, schreibt sich der Artikel ja nicht von selbst. Gute Artikel sind eine Wissenschaft für sich.«

Der Chef hat die Zigarette ausgemacht und ist wieder hereingekommen, aber er hat sich leider nicht abgeregt, und seine Augen schleudern Blitze.

»Ach, wir brauchen diese ganze Wissenschaft nicht«, sage ich und winke ab. »Wir müssen einfach nur vor der Konkurrenz draußen sein. Klick und Visualisierung – das ist alles, was die Inserenten wollen.«

Es sollte beruhigend sein, aber es macht ihn noch wütender. Ich sehe es an seiner Miene, die sich immer weiter verdüstert. Jetzt bleibt er stehen und schaut Alice über die Schulter, die gerade Nachrichten an einen Chat-Teilnehmer schickt. Er dreht sich zu mir um und schnauft, bevor er die Tür zu seinem Büro aufreißt.

»Zu meiner Zeit hatten Journalisten ein Hirn und ein Rückgrat. Aber heute, das hier ... Überall gewinnt das Mittelmaß. Oh Herr, gib mir Kraft!« Die Tür fällt beleidigt hinter ihm ins Schloss.

»In diesen Räumen herrscht negative Energie«, jammert Alice, dann steht sie auf und zieht ihre winzigen Jeansrock nach unten.

Alice ist ein paar Jahre jünger als ich, und wenn sie nicht in diesen engen Räumen hockt, arbeitet sie in der Buchhandlung ihrer Eltern, auch wenn sie sich fürs Lesen nicht die Bohne interessiert.

»Hat dir der Chef von der Konferenz morgen erzählt?«, fragt sie.

»Nein, er war zu sehr mit Schimpfen beschäftigt.«

»Er sollte mal was für seinen Blutdruck nehmen. In seinem Alter haben die meisten doch dafür ein Abo in der Apotheke.«

Alice, die jederzeit den Faden ihrer Gedanken verlieren kann, pustet auf die frisch lackierten Nägel ihrer linken Hand.

»Hast du Konferenz gesagt?«

»Ja, genau, sie ist um halb elf. Valerio weiß schon Bescheid.«

»Verstehe.«

»Ich geh jetzt Mittag essen, Samuele. Kommst du auch mit, oder soll ich dir was mitbringen?«

In der Regel komme ich erst nach elf in die Redaktion und arbeite dann durch bis vier oder fünf. Meistens esse ich gar nichts.

»Keins von beiden«, antworte ich, »ich mache hier alles fertig und gehe dann, ich muss mich auf heute Abend vorbereiten.«

»Habt ihr denn heute Abend überhaupt auf?«

Ich sehe sie traumverloren an.

»Machst du Witze? Natürlich haben wir heute auf, es ist die Nacht von San Lorenzo. Die Sternschnuppennacht. Die Nacht der Wünsche.«

»Diese Sternwarte ist ein magischer Ort, der ideale Platz, um sich etwas zu wünschen. Ein Ort, der wie aus der Zeit gefallen scheint, vergessen wie ein verborgener Schatz. Die Sternwarte erhebt sich neben einer mittelalterlichen Kirche, die früher ein Kapuzinerkloster beherbergte, und ist nach dem berühmten Astronomen Gian Domenico Casini benannt, der 1625 hier in Perinaldo geboren wurde.«

Während meiner Präsentation mache ich immer großen Eindruck, vor allem auf jüngere Besucher, aber heute Abend fällt es mir schwer, meine Begeisterung so zu zeigen wie sonst.

Ein Mädchen mit goldblondem Haar versucht, seine Mutter auf das Gelände zu ziehen.

»Ein bisschen Geduld, Mathilde«, sagt diese. »Du siehst doch, dass hier eine Warteschlange ist.«

Die Menge der Besucher an diesem Abend ist überwältigend. Mindestens dreihundert Menschen stehen in der Schlange, um Eintrittskarten zu kaufen. Sie alle wollen den Meteorstrom der Perseiden sehen.

»Die berühmten fallenden Sterne, die im Volksmund auch die Tränen des heiligen Lorenzo genannt werden, dem dieser Tag und diese Nacht geweiht sind. In der Antike glaubte man, sie seien ein Hinweis auf großes Unglück«, erkläre ich mit Nachdruck.

»Mama, frag ihn doch, bitte, bitte, bitte!«

Die kleine Mathilde kann es nicht mehr aushalten und bedrängt ihre Mutter.

»Entschuldigung. Ich habe es ihr schon mehrmals erklärt, aber meine Tochter gibt wohl erst Ruhe, wenn Sie es von Ihnen hört«, sagt die Mutter seufzend. »Es stimmt doch, dass Wünsche in Erfüllung gehen, wenn man sie bei einer Sternschnuppe ausspricht?«

Ich mache ein so ernstes Gesicht wie irgend möglich, gehe zu dem Mädchen und hocke mich vor sie hin.

»Du heißt Mathilde, richtig?«

Die Kleine nickt und versteckt sich hinter der Handtasche ihrer Mutter. Ihre Ungeduld ist plötzlich wie weggeblasen. Wenigstens ist sie nicht wie all die kleinen Nervensägen, die sich überall hindurchschlängeln, hin und her rennen und zwischen den Geräten Verstecken spielen. Wenn ich die sehe, bekomme ich immer fast eine Herzattacke.

»Also. Die Leute aus der Antike haben sich geirrt. Was deine Mama sagt, stimmt hundertprozentig.«

»Siehst du, mein Schätzchen! Ich hab's dir doch gesagt.« Die Mutter nickt.

»Pass auf, wenn du willst, bringe ich dir einen Trick bei«, sage ich.

Jetzt gehört die Aufmerksamkeit des kleinen Mädchens mit dem goldblonden Haar mir.

»Wenn du heute Abend einen Stern siehst, der vom Himmel herunterfällt, sage niemandem etwas. Schließ die Augen. Kneif sie fest zu, und dann denk an das, was du dir von Herzen wünschst.«

»So, wie wenn ich an meinem Geburtstag die Kerzen auf der Torte ausblase?«

»Ja, so ungefähr. Und wenn du es so machst, Abrakadabra, dann wird dein Wunsch noch schneller erfüllt.«

»Das ist ja toll! Kann ich mir alle Spielsachen wünschen, die ich haben will?«, fragt sie und lächelt schlau.

»Für die Spielsachen gibt es den Brief an das Christkind. Du solltest dir etwas anderes wünschen. Gebrauch deine Phantasie. Aber vergiss nicht: Für jede Sternschnuppe nur einen Wunsch!«

Mathilde nickt andächtig, und ich streichele ihr über die Wange.

»So, meine Damen und Herren«, rufe ich, als ich wieder aufstehe. »Wenn Sie mir jetzt folgen wollen, gehen wir zur Kuppel. Bitte immer eine Gruppe nach der anderen.«

Ich gebe Pierluigi ein Zeichen, dem großen Mann mit dem Schnurrbart, der mit seiner Frau Cecilia die Sternwarte betreut, und gehe auf die Treppe zu, die in den gewölbten Raum mit dem Teleskop führt, ein Newton-Modell von 380 Millimetern Durchmesser und 1750 Millimetern Brennweite, doch solche Details gebe ich nur an ganz Wissbegierige weiter.

Die Sternwarte »Gian Domenico Cassini« ist für mich der zauberhafteste Ort in Perinaldo, diesem Dorf von tausend Einwohnern, das vom Ligurischen Meer wie eine Gemme umschlossen wird, welches die Blumenriviera und die italienischen Alpen küsst, die Richtung Frankreich und Côte d'Azur blicken. Sie liegt auf einem prächtigen Gebirgskamm mit einem natürlichen Amphitheater, zwischen Weinstöcken und uralten Olivenbäumen, die bis herunter zur Küste wachsen. Dies ist meine Ecke des Paradieses, die auch als Sternenhügel bekannt ist, denn von

